

Es ist möglich, die Fotografien Zoltán Jókays wie unter Lichteinfall aufleuchtende Fragmente eines Entwicklungsromans zu lesen. Geschrieben wird die Künstlerbiografie:

Ja, er ist ein 1960 in Deutschland geborenes Kind ungarischer Eltern, die, getrieben von den politischen Ereignissen, vier Jahre zuvor die Heimat verlassen hatten. Und ja, die frühe Arbeit unter dem Titel *sich erinnern* thematisiert Kindheit als Erfahrung von Verletzung und Einsamkeit. Und ja, der Fotograf verlässt, in *sich begegnen*, in vorsichtig tastenden Schritten diese Bilder und sucht nach den neuen, nach Bildern, die von den möglichen Nuancen des Glücks erzählen. Und ja, dann entdeckt er, in *erwachsen werden*, dass Fremdheit ein menschlicher Seinszustand ist, und er erfährt dies in der Fremde: Dafür muss er letztendlich bis nach Afrika reisen.

Es klingt nach Klischee, so ist das eben manchmal.

Zoltán Jókay ist seinen Bildern sehr nahe. Es sind, unter einem solchen Blickwinkel, Ich-Bilder. Das Fotografieren ist Arbeit am gebrochenen Spiegel, ist Arbeit am Bild von sich selbst im Bild vom Anderen. Fotografie ist eine Sprache, ein Hilfsmittel, sich der eigenen Biografie zu bemächtigen, sie zu verstehen, sich ihrer zu erwehren. Nichts an diesen Bildern ist cool oder distanziert. Dies scheint anachronistisch, und vielleicht liegt darin der besondere Reiz dieser Bilder. Denn immer geht es um Intimität, um Nähe, um das Berührtwerden und -sein, und dabei wird die Grenze zum Voyeuristischen, auch wenn sie oft in Blicknähe liegt, nie wirklich überschritten. Doch sagt all dies noch nicht viel über die Bilder und ihr Verhältnis zur Zeit.

Die Bildsprache Zoltán Jókays verortet sich, auch wenn der Fotograf sich auf Vorbilder wie August Sander oder Diane Arbus bezieht, in einem vormodernen historischen Referenzraum. Sie ist von einer psychologischen und emotionalen Ausdrucksintensität, die, im Verweis auf Malerei wie etwa die Raffaels, altmeisterlich genannt werden kann. Dazu bedarf es keiner opulenten Formate, keiner nachweislich der christlichen Ikonografie verpflichteten Bildzeichen: Es ist eher die Art, wie Jókay menschliche Seinszustände kondensiert. Sie kann wohl vielleicht am ehesten als Verweltlichung des Biblischen, des Alttestamentarischen bezeichnet werden.

Es ist, bezogen auf seine Vorfahren, auf Sander und Arbus, ein Schritt »zurück nach vorn«, den Jókay geht. Er seziert seine »Modelle« – die solche nie eigentlich werden, sondern immer ganz »altmodisch« Menschen bleiben – nicht auf dem Opfertisch der Moderne. Er verarbeitet sie nicht innerhalb des Referenzsystems, das die Mediengeschichte geschaffen hat. Er zeigt, so schlicht kann das mitunter sein, das Menschsein.

Zoltán Jókay wird Anfang der 1990er Jahre mit einer Serie von Portraits bekannt, die in der so genannten Wendezeit zumeist in Leipzig entstehen. Weniger ein konkretes Arbeitsanliegen als die Neugier auf die politischen Ereignisse und die Menschen in ihnen führt ihn in die sächsische Metropole. Hier trifft er auf das visuelle Vokabular, das ihm, als Sohn ungarischer Emigranten an der Peripherie Münchens aufgewachsen, die Entwicklung einer Bildsprache anbietet, die eben diesen biografischen Hintergrund zu bearbeiten erlaubt. Es entsteht *sich erinnern*, eine Serie von Fotografien, die als Auseinandersetzung mit der eigenen Kindheit begriffen werden kann. Es sind gleich vier Fotografen, die sich – im deutschsprachigen Raum und in den 1990er Jahren – mit einer ähnlichen, dem Dokumentarischen verpflichteten Haltung dem ganzfigurigen Portrait widmen. Jeder dieser Bild-